

## «Bernische Kirchengeschichte»

Zum Buche von *Kurt Guggisberg*, Bernische Kirchengeschichte, Verlag Paul Haupt Bern, 1958, 810 Seiten. – Für die politische und wirtschaftliche Geschichte sei verwiesen auf Richard Feller, Geschichte Berns, vier Bände, Verlag Herbert Lang & Co. Bern 1946–1960.

VON RUDOLF PFISTER

Dem berechtigten Vorwurf, der Rezensent habe die Anzeige des bedeutenden Werkes von Kurt Guggisberg über die Maßen hinausgezögert, kann er lediglich entgegenhalten, daß ihm dadurch Gelegenheit geboten wurde, das Buch durch öftern Gebrauch kennen und schätzen zu lernen. Wer sich mit schweizerischer Kirchen- und Geistesgeschichte befaßt, wird die «Bernische Kirchengeschichte» der jederzeit greifbaren Handbibliothek einreihen. Wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, konnte er sich bei der Ausarbeitung auf zahlreiche eigene Forschungen und Studien stützen, die «sich zum vorliegenden Werk wie das Skizzenbuch zum ausgeführten Gemälde» verhalten. Die Fülle des Materials rechtfertigte eine Auswahl. Die spätmittelalterlichen Verhältnisse fanden nur soweit Berücksichtigung, als sie für das Verständnis der Reformation unbedingt notwendig sind. Die römisch-katholische und christkatholische Kirche werden en passant in die Darstellung einbezogen. Zum Überblick seien die Titel der sechs großen Abschnitte angegeben: Kirche und Frömmigkeit vor der Reformation, Die Reformation, Der Konfessionalismus, Der Pietismus, Die Aufklärung, Das 19. Jahrhundert.

Die ersten Zeichen des Bekanntwerdens reformatorischer Regungen gehen ins Jahr 1518 zurück. Der Ablassverkauf des Franziskaners Bernhardin Samson ließ das Interesse an Luther wachwerden. Vor Weihnachten 1518 trafen aus Basel Luther-Drucke in der Aarestadt ein. Wie weit der berühmte Totentanz des Niklaus Manuel «in die Reihe reformatorischer Frühzeugnisse» gestellt werden «darf, ist umstritten». 1522 begann sich der Einfluß Zwinglis in Bern bemerkbar zu machen. Wegbereiter der Reformation waren weniger einheimische als von auswärts zugezogene Männer. Nur Peter Kunz als Reformator des Niedersimmentals war Berner. Eine hervorragende Persönlichkeit mangelte aber unter ihnen. Auch Berchtold Haller gehörte zu den «mittleren Kräften». Mit Zwingli eng befreundet, gelang ihm die Vorbereitung des Durchbruchs der Reformation, vor allem mittels seiner Predigten. «Haller's Münsterpredigten wurden zum Zeichen der aufblühenden Bibelfrömmigkeit, die aus dem Boden des Humanismus gesprossen war, sich aber immer mehr zu reformatorischen Erkenntnissen weiterentwickeln sollte.» Nicht im Sinne der

Reformation darf das Glaubensmandat «Viti et Modesti» vom 15. Juni 1524 gedeutet werden. Es erhielt seine Bezeichnung von den Heiligen des Tages. Als Vorlagen diente das Basler Mandat, das sich seinerseits an den Nürnberger Abschied vom 6. März 1523 und das Zürcher Mandat vom 29. Januar 1523 anschloß. Es verlangte wohl die Predigt des Evangeliums, bekannte sich aber in keiner Weise zur Reformation.

Die als Glaubensgespräch aufgezugene Tagsatzung von Baden 1526 hatte nicht die erwarteten Auswirkungen in der Eidgenossenschaft, «gerade das übermütige und herausfordernde Auftreten der sich Sieger fühlenden alten Orte half im lange schwankenden Bern den Umschwung herbeiführen». Nach der großen Disputation vom 6. bis 26. Januar 1528 in der Barfüßerkirche, deren geistige Leitung Zwingli und Ökolampad innehatten, wurde die Reformation in den bernischen Landen, allerdings gegen teilweise harte Widerstände, durchgeführt. Auch nach dem Tode des Zürcher Reformators trug das bernische Staatskirchentum stark zwinglisches Gepräge. Im Kultus und kirchlichen Aufbau läßt sich un schwer der Einfluß Zürichs erkennen. Theologisch machten sich aber neue Bestrebungen bemerkbar. Berchtold Haller suchte nach dem Tode Zwinglis Rückhalt bei den Straßburgern Capito und Bucer, pflegte jedoch auch freundschaftliche Beziehungen mit Heinrich Bullinger. Capito war maßgeblich an der Abfassung des Berner Synodus von 1532 beteiligt. Es handelt sich um die Kirchenordnung, die zugleich als Bekenntnisschrift angesprochen werden kann, obschon sie offiziell nie in die Reihe reformierter Bekenntnisse aufgenommen wurde. «Der Synodus ist eine etwas rasch und nicht ganz systematisch gearbeitete Gelegenheitschrift zur Sicherung des kirchlichen Friedens, zur Regelung des Verhältnisses von Kirche und Staat und zur Verhütung weiterer Klagen des Landvolks.» In Lehrfragen äußert er sich zurückhaltend, ist aber von großer seelsorgerlicher Weisheit erfüllt.

Die politische Lage in Westeuropa ließ den Versuch, zwischen dem deutschen Luthertum und den schweizerischen Reformationskirchen eine Union zu schaffen, dringlich erscheinen. Es war Martin Bucer, der unermüdlich die Vermittlung versuchte, wobei die Lehre vom Abendmahl im Mittelpunkt stand. Die Unionsbestrebungen führten zu keinem Ziel; die reformierte Schweiz schloß sich im ersten Helvetischen Bekenntnis zusammen. Dennoch wurden dadurch lutheranisierende Bestrebungen stark gefördert. Ihnen setzten sich in Bern Zwinglianer wie Kaspar Großmann (Megander) entgegen. Der Berner Rat entließ ihn Ende 1537. «Jetzt war Bern der letzten Stütze des älteren Zwinglianismus beraubt.» Den Lutheranismus vertraten Peter Kunz und vor allem Simon Sulzer, der «sich zu einem gelehrten und geschickten, geschmeidigen und schlag-

fertigen Kirchenmann» entwickelte und «zu den bedeutendsten Theologen, die Bern hervorgebracht hat», gehörte. 1533 Lektor der Lateinschule zu Bern, wurde er 1540 Professor der Theologie und dann dazu noch Prädikant am Münster. Er stand ganz auf Luthers Seite. Nachdem der Versuch, die reformierte Schweiz der Wittenberger Konkordie anzuschließen, mißlungen war, meldete sich zunehmender Widerstand gegen die Einführung lutheranisierender Änderungen in Liturgie und kirchlichem Leben. April 1548 wurde Sulzer mit zwei Gesinnungsfreunden von der Obrigkeit abgesetzt. Er ging nach Basel, übernahm dort 1553 das Amt eines Antistes. Später wirkte er als Reformator und Superintendent in der Markgrafschaft Baden. Die Leitung der Berner Kirche ging an Johannes Haller über (1523–1575). Sohn des Pfarrers von Amsoldingen gleichen Namens, der als Geistlicher von Bülach 1531 an der Seite Zwinglis bei Kappel gefallen war, kannte er Luther und Melanchthon persönlich, «bewährte... sich in Zürich und Augsburg als Prädikant». Mit 29 Jahren übernahm Haller die Stelle des obersten Dekans der bernischen Kirche. Mit Bullinger eng befreundet, sorgte er für die Wiederannäherung zwischen Bern und Zürich. In das erste Jahrzehnt der Wirksamkeit Hallers fiel auch das Ringen mit dem Calvinismus in der Waadt; es endete mit der Vertreibung Virets und seiner Gesinnungsfreunde.

Im Abschnitt über den Konfessionalismus wird gezeigt, wie die Abwehr der Gegenreformation und der Einfluß der Religionskriege in Frankreich zu einer Verhärtung der konfessionellen Fronten und zur Ausbildung der Orthodoxie Wesentliches beitrugen. Für die bernische Kirche ergaben sich schon dadurch Probleme, daß Bern – wie auch Zürich – durch das Bündnis mit dem katholischen Frankreich gebunden war. Die Frage nach Waffenhilfe für die Glaubensgenossen wurde im Hinblick darauf, daß die katholische Schweiz den Guisen kräftig Sukkurs leistete, durch die inoffizielle Einwilligung zur Werbung von Freiwilligen notdürftig gelöst. Vertreter der Kirche warnten vor der Erneuerung des französischen Bündnisses, doch ohne Erfolg. Es entstand «die tragikomische Situation, daß die Berner den Hugenotten den Sieg wünschten, aber, durch Verträge gebunden, gezwungen waren, ihren Gegnern zu helfen». Während des Dreißigjährigen Krieges wurde der innere Friede der Eidgenossenschaft mehr als einmal bedroht. Guggisberg spricht vom Kalten Krieg zwischen den Konfessionen, der «den evangelischen Kirchen mehr Abbruch als der robusteren, geschlosseneren und in der Wahl ihrer Kampfmittel auch bedenkenloseren katholischen Kirche» tat. Das Vorgehen des Standes Schwyz gegen die kleine Schar von Evangelischen in Arth löste den ersten Villmerger Krieg von 1656 aus, bei dem das bernische Heer kläglich unterlag. Großes leisteten die reformierten Kir-

chen der Orthodoxie für die leidenden und verfolgten Glaubensbrüder. Hatten politische Interventionen, zum Beispiel für die Waldenser, kaum Erfolg, so gelang es doch, den Flüchtlingen aus Frankreich und Oberitalien Asyl und Obdach zu gewähren. In den Jahren nach dem Widerruf des Edikts von Nantes hatte die Stadt Bern ständig für an die 800 Hugenotten, also ein Zehntel der Bevölkerung, zu sorgen. Zürich und Bern bemühten sich, den Flüchtlingen aus den Waldenser Tälern, die 1687 eintrafen, eine neue Heimat zu finden. Die Pfalz und Württemberg nahmen einen Teil der etwa 3000 Exulanten auf; viele blieben aber in bernischen Landen. Als sie die Rückkehr versuchten – 1689 kam es unter Führung von Arnaud zur «Glorieuse Rentrée» –, ergaben sich daraus für Bern zahlreiche politische Schwierigkeiten.

Das Staatskirchentum zeigte sich darin, daß die Pfarrer dem Staat gegenüber keine kritische Haltung einnehmen durften, sondern zur Ergebenheit verpflichtet waren; sie «betrachteten sich... als gehorsame Diener der Staatsgewalt und sahen ihre Aufgabe darin, die Untertanen durch Gottesfurcht zur Unterordnung unter die Obrigkeit zu ermahnen». Darum ging ihnen das Verständnis der berechtigten Begehren anlässlich des Bauernaufstandes von 1653 ab. Guggisberg schildert das Verhalten der bernischen Pfarrerschaft mit Recht kritisch. «Die Landpfarrer rekrutierten sich zum größten Teil aus der Hauptstadt oder den Landstädten und distanzieren sich vornehm von dem Volk.» Eine Ausnahme machte etwa der Pfarrer Niklaus Hürner in Gränichen. In den Predigten wurde ein scharfes Urteil über die «Rebellen» ausgesprochen. Immerhin suchten Heinrich Hummel und Christoph Lüthard als führende Theologen in Bern zwischen den feindlichen Fronten zu vermitteln, sie «empfahlen die Friedensvorschläge der Regierung bei den Aufständischen und überbrachten und empfahlen andererseits die Forderungen der Volksführer bei den Räten». Daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Aberglaube lebte, zeigt sich besonders in der Angst vor Dämonen und Hexen. Zahlreiche Hexenverbrennungen wurden durchgeführt. Ihre Zahl steigerte sich bis zur Jahrhundertmitte: 1591–1595 durchschnittlich im Jahre 11, 1596–1600 51, 1601–1610 24, dann wieder Zunahme! An der Existenz von Hexen wurde nicht gezweifelt. Erst seit 1651 ordnete die Obrigkeit Milderungen im Vorgehen gegen Verdächtige an.

Eine geistige und religiöse Wendung begann sich mit dem Auftreten des Pietismus abzuzeichnen. Daß er sich nur unter schwersten Kämpfen gegen die Orthodoxie durchsetzen konnte, war zu erwarten. Der Autor geht kurz auf die Beziehung zwischen Pietismus und Täuferum ein und sieht eine gewisse innere Verbindung, «weniger in soziologischer als vielmehr in frömmigkeitsgeschichtlicher» Hinsicht. Doch wird auch auf die

Unterschiede hingewiesen. Ein gemeinsamer Zug war der Rückgriff vom Dogma auf die Bibel. Tatsächlich läßt sich eine Bibelbewegung in der bernischen Staatskirche nachweisen, die von großer Bedeutung war. Sie äußerte sich in der Einführung der Bibelübersetzung von Johann Piscator in Herborn. Bern ging darin einen andern Weg als Zürich und Basel. «Nirgends als in Bern wurde die Piscatorbibel kirchlich angenommene Volksbibel.» Piscator hatte 1602–1603 ein großes Bibelwerk mit sorgfältiger Übersetzung, Einleitungen und Erläuterungen herausgebracht. Im Jahre 1684 ließ die Obrigkeit eine Bibelausgabe erscheinen, welche den Wortlaut Piscators, Einleitungen und Anmerkungen aber nur auszugsweise enthielt. Da die bernischen Theologen seit alters auch die Luther-Version gebrauchten, wurde die neue Edition zunächst noch nicht als allein verbindlich erklärt. Das war erst seit 1748 der Fall. «Es gibt zwanzig verschiedene Ausgaben der bernischen Piscatorbibel. Die letzte erschien in den Jahren 1846 bis 1848.»

Der Pietismus setzte sich allmählich durch. Die «Bernische Kirchengeschichte» verfolgt die Entwicklung sorgsam. Als bedeutendster Vorläufer ist Johannes Erb zu nennen, der seit 1670 in Oberburg wirkte. Guggisberg bezeichnet ihn als eine kraftvolle Gestalt, dessen Buch «Die Reformierte Hauß-Kirche» von 1677 besonders bekannt wurde. Im Unterschied zum Täufern bildeten sich aber pietistische Kreise weniger auf dem Land als in der Stadt. In Bern sammelte das blinde Margarethli, das «sich für eine Prophetin und Traumdeuterin» hielt, eine Schar von Gleichgesinnten um sich. Waren es zunächst Handwerker, Kleinbürger und Mägde, so kamen bald auch Frauen und Männer angesehenen Familien, die sich anschlossen. Unter den Theologen wurden zuerst die vier Studenten Samuel Guldin, Johann Jakob Dachs, Samuel Schumacher und Christoph Lutz vom Pietismus erfaßt. Die neue Art von Frömmigkeit fand rasch weitherum Eingang. Damit sah sich die Obrigkeit zum Eingreifen veranlaßt, da die rechte Lehre bedroht schien. Professor Rudolph erhielt 1696 den Auftrag, den Gegensatz zwischen Orthodoxie und Pietismus in Thesen herauszuarbeiten. Er tat es «sachlich ruhig und gemäßigt». Zwei Jahre später nahm eine Religionskommission zur Unterdrückung des Pietistenwesens ihre Arbeit auf. Verhöre und Verbote folgten – wie bei den Täufern. Am 14. Juni 1699 wurde «zur Wahrung der Glaubenseinheit» der sogenannte Assoziationseid eingeführt; er blieb bis 1746 in Kraft. «Ihn sollten alle Bürger und sämtliche Geistlichen schwören. Sie verpflichteten sich, die in 'der Stadt Bern eingeführte Religion, die Helvetische Konfession und die Uniformität der Glaubenslehre und des Gottesdienstes wider männlichen zu erhalten, zu schützen und zu schirmen'». Dazu kamen Bücherverbote. Sie

betrafen die erbaulichen, weit verbreiteten Schriften Jakob Boehmes, der Engländerin Jane Leade, Schwenkfelds usw.

Doch ließ sich trotz aller Gegenmaßnahmen der von der Bibel genährten, auf das persönliche Glaubenserleben ausgerichteten Frömmigkeit auf die Dauer kein erfolgreicher Widerstand entgegensetzen. Die Folge der Pietistenverfolgungen war, daß viele dem schwärmerischen Separatismus verfielen. Ein erschütterndes Beispiel war das Schicksal des gelehrten, aber «von etwas selbstgefälligem Wesen» erfüllten Samuel König. 1693 war er zum Spitalprediger in Bern nominiert worden. Wegen seines Eintretens für den Pietismus und der scharfen Polemik gegen dessen Gegner entsetzte ihn am 9. Juni 1699 die Obrigkeit und verwies ihn des Landes. Dabei spielte sein Hang zur Mystik und vor allem zum Chiliasmus mit. In Deutschland «verkehrte er mit dem Ehepaar Petersen, das ihn in seinen chiliastischen Schwärmereien bestärkte und zur Lehre von der Wiederbringung aller Dinge verlockte». 1711 wurde er französischer Hofprediger in Büdingen. Nach dreißigjährigem Exil konnte König in die Heimat zurückkehren. 1730 wurde er zum außerordentlichen Professor für orientalische Sprachen und Mathematik ernannt, ohne aber wieder in den geistlichen Stand aufgenommen zu werden. Auch jetzt war er unaufhörlich in den pietistischen Versammlungen bis ins Oberland und Emmental tätig. Nachdem seine chiliastischen Prognosen nicht eingetroffen waren, wurde er in dieser Hinsicht zurückhaltender, «den mystischen Zug behielt er jedoch bei». Neben ihm ist Beat Ludwig von Muralt zu erwähnen. Auch er durch Reisen hochgebildet, fühlte er sich vor allem vom mystischen und weltabgewandten Element des Pietismus angesprochen. Nach seiner Rückkehr nach Bern 1698 wandte er sich gegen die behördlichen Maßnahmen zur Unterdrückung des Pietismus und hielt mit Kritik an der offiziellen Kirche nicht zurück. Man bestrafte ihn ebenso mit der Verbannung, «er zog die Fremde der Unterordnung unter die Staatskirche vor». Die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte von Muralt im preußisch-neuenburgischen Colombier, wo er 1749 starb. «Der als Aufklärer begonnen, endete als Pietist und Mystiker.» Als hervorragendster Vertreter des bernischen kirchlichen Pietismus ist Samuel Lutz, 1674–1750, zu nennen. Schon als Student schloß sich Lutz den Pietisten an, verfiel daher ebenfalls Verdächtigungen. Trotz seines profunden theologischen und sprachlichen Wissens wurden ihm alle möglichen Hindernisse zur Übernahme eines kirchlichen Amtes in den Weg gelegt. Doch «die Hintansetzungen scheint er leicht überwunden zu haben, waren sie für ihn doch nichts als göttliche Prüfungen. Es ist erhebend zu beobachten, wie Lutz jahrzehntelang beharrlich sein Ziel verfolgt und allen Widerständen charaktervoll getrotzt hat. Seine Weis-

heit, Gelassenheit und Güte waren mit Leiden erkaufte». 1726 wurde er Pfarrer in Amsoldingen, 1738 in Oberdießbach bei Thun. Durch häusliche Abendgottesdienste und hingebende Seelsorge – auch Täufer suchten in Gewissensfragen seinen Rat – trug er zur Erneuerung des religiösen Lebens bei. Daneben unternahm er Predigtreisen in der Schweiz und im Ausland. «Ihn trieb es immer wieder in die weite Welt, um zu missionieren und zu evangelisieren.» Zahlreich sind die Erbauungsschriften aus seiner Feder. Für den Druck pflegte er Predigten zu großen Abhandlungen zu erweitern, deren Bilderreichtum und oft sentimentaler Ausdruck heute kaum mehr genießbar sind. Als Theologe befaßte er sich neben der Heiligen Schrift vor allem mit Augustin und Luther. Lutz war kein Konfessionalist. Katholisches und evangelisches Glaubensgut verschmolzen sich oft «in seiner glühenden Frömmigkeit». So war sein 1745 anonym erschienener Katechismus «Eine kleine, ja dennoch heilsame Seelenweid» nach dem Katechismus des Jesuiten Petrus Canisius gearbeitet.

Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte allmählich eine Annäherung von Kirche und Pietismus. Bemerkenswert ist, daß «im Pietismus... zum erstenmal innerhalb der protestantischen Kirchen der Individualismus als breiteste Bewegung in Erscheinung» trat. Doch schuf er auch «eine neue Gemeinschaftsform». Religiöse Übersteigerungen zeigten sich in mannigfaltiger Form, besonders bei den inspirierten Separatisten. Aus ihnen gingen auch Sekten hervor, wie die Brüggler Rotte. Bei ihr griffen religiöse Motive und sittlicher Libertinismus ineinander über. Anders stand es mit den Heimberger Brüdern. Ihr Begründer war der Hafner David Tschanz, der sich nach dem Besuch einer Predigt von Samuel Lutz zu einem neuen, der Welt abgewandten Leben entschloß. Wertvolle Bereicherung empfing der bernische Protestantismus durch die Herrnhuter. Zinzendorf hatte Beziehungen zu Bern. An verschiedenen Orten bildeten sich Sozietäten. Niklaus von Wattenwyl schuf aus Montmirail einen Mittelpunkt der Brüdergemeine. Zu einer neuen Erweckung kam es aber nicht.

Inzwischen meldeten sich zunehmend die Einflüsse der Aufklärung. Zunächst kam es zum Kampf um die Philosophie von Descartes, den Cartesianismus. Studenten, die sich in Holland aufhielten, brachten die neuen Ideen in die Aarstadt. Darin sah man das orthodoxe Lehrsystem bedroht. Verbote fruchteten aber wenig, «der Cartesianismus konnte nicht verdrängt werden». Hand in Hand mit diesen Auseinandersetzungen ging das Vorgehen die berüchtigte Konsensusformel von 1675, durch die die Orthodoxie nochmals in ihrer strengsten Form gesichert werden sollte. Die Opposition ging von der Waadt aus. 1724 wurde die Formula Consensus durch die Evangelische Konferenz der

reformierten schweizerischen Kirchen außer Kraft gesetzt, doch hielt sich Bern in sturem Konservatismus nicht daran. Noch 1770 mußte sie von den Theologiekandidaten unterzeichnet werden! 1798 fiel die Verpflichtung endlich dahin. Das neue Denken der Aufklärung strömte von allen Seiten ein. Voltaire und Rousseau fanden leidenschaftliche Ablehnung, doch auch Sympathie. Dazu kam der Einfluß aus England und Deutschland. Während der englische Deismus bei den Bernern wenig Beachtung fand, wurden die Moralisten stärker berücksichtigt. «Eine noch breitere und tiefere Wirkung entfalteten die deutschen Schriftsteller, die allmählich besonders auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie die Engländer und Franzosen zurückzudrängen begannen.» Leibniz wurde gelesen. Christian Wolff übte seine Wirkung aus. Die bedeutendste Persönlichkeit dieser Zeit war Albrecht von Haller, 1708 bis 1777. Die «Bernische Kirchengeschichte» entwirft von ihm auf acht Seiten ein einprägsames Bild. «Haller ist zweifellos der größte Berner des 18. Jahrhunderts, eine wahrhaft universale Persönlichkeit mit offenem Blick und weit ausladendem Horizont.» Als Naturforscher, Physiologe, Anatom und Arzt befaßte er sich zugleich mit Kirche und Staat, Philosophie und Theologie. Zunehmend wandte er sich vom aufklärerischen Vernunftglauben weg und hin zum biblischen Offenbarungsglauben. Doch blieb er ein innerlich Ringender. Im Kampf gegen die Aufklärung und die damit verbundene Zersetzung des christlichen Glaubens bediente er sich aber auch der Gedanken der Zeit. Er strebte darnach, die Vernünftigkeit des Glaubens aufzuweisen. In der Bibel zog ihn neben Paulus besonders das johanneische Schrifttum an. In der bernischen Kirche machten sich gegen den Intellektualismus Gegenkräfte bemerkbar. Durch das ganze 18. Jahrhundert erhielt sich «eine Grundschicht der Orthodoxie am Leben». Der Pietismus war bei den Stillen im Lande beheimatet. Doch breiteten sich die Heimberger Brüder besonders im Oberland weiter aus, weshalb sie auch als «Oberländer Brüder» bezeichnet wurden. Die Herrnhuter betätigten sich segensreich.

Dann kam der große politische Umsturz, der das Ancien Régime wegfegte und auch im kirchlichen Leben manchen Sturm heraufbeschwor. Die Helvetik hob «das alte Staatskirchentum mit all seinen Privilegien und mit seiner aristokratisch-strengen und patriarchalisch-wohlwollenden Regierungsweise» auf. Zwei Tendenzen rangen miteinander: 1. die staatskirchliche Idee der Patrioten, 2. die Idee des religionslosen Staates im Sinne der französischen Auffassung. Tatsächlich ging man daran, die Macht der Kirche, die als Hort der alten Ordnung galt, zu brechen: Die Beamten dürfen nicht mit ihren Amtsabzeichen an Gottesdiensten teilnehmen, der Zehnten ist aufgehoben, das Ehewesen wird von kirch-

lichen Vorschriften gelöst, die Chorgherichte sind abgeschafft, die Störung der Gottesdienste ist straffrei, Taufe, Kinderlehre und Unterweisung nicht mehr obligatorisch. «Schon vor der Helvetik waren die Pfarrkirche von Pruntrut zum Tempel der Vernunft, das Kloster der Annunziatinnen in ein Gefängnis, die Kirche der Ursulinerinnen in ein Theater verwandelt worden.» In Biel sollte die Kirche als unnütz versteigert werden, doch hatte niemand für das Gebäude Interesse. Dennoch waren Männer am Werke, die dafür sorgten, daß das Freidenkertum nicht zur Staatsmaxime erhoben wurde. In erster Linie ist Philipp Albert Stapfer zu nennen, der Minister der Künste und Wissenschaften wurde und auch für das Kirchenwesen während der Helvetik die Verantwortung trug. Guggisberg nennt ihn einen «der bedeutendsten und edelsten Männer der Helvetik». «Er trat gegen die französische religiöse Indifferenz und für die positive Förderung der Kirche ein, freilich für eine Kirche, die ihr Dogma zu reduzieren und die Nation zu durchchristlichen imstande war.» Als gläubiger Christ war er in Weltanschauung und wissenschaftlicher Sprache durch Kant bestimmt. Während der Helvetik war ihm das Christentum «nicht viel mehr als... Popularisierung der kantischen Philosophie». Später aber setzte er sich in Frankreich jahrzehntelang als Förderer der innern Mission und der Bibelbewegung ein. Neben ihm stand Johann Samuel Ith, «überzeugter Freund der Revolution»; ihm war das Prinzip der Religion die Moralität. Gegner dieser geistigen Führer der Helvetik in Bern war David Müsli, der sich gegen alle Angriffe auf Pfarrer und Kirche zur Wehr setzte und sich auf die konservative Seite stellte. Die Zeit der Mediation und Restauration brachte die Wiederherstellung der Souveränität der Kantone in kirchlichen Angelegenheiten, was zunächst die Wiederherstellung der alten Formen zur Folge hatte. «Von neuem erkannte man die Würde der Kirche als eines Orts der Sammlung, Ermutigung und Heimatlichkeit.» Man kehrte wieder zur Staatskirche zurück. Konfessionspolitisch wurde für Bern von Bedeutung, daß der Vereinigungsvertrag mit dem Jura von 1815 die Ausdehnung des Protestantismus in das ehemalige Bistum Basel brachte. Zugleich aber veränderten sich die Verhältnisse insofern, als durch den Anschluß des mehrheitlich katholischen Jura der Kanton Bern «sich in ein konfessionell gemischtes Staatswesen» verwandelte. «Jetzt gab es in dem einen Staat zwei Kirchen mit gleichen Ansprüchen. Die Anerkennung des Prinzips der Toleranz drängte sich gebieterisch auf, um so mehr als im Großen Rat nun auch Katholiken saßen. Gleichwohl hielt Bern noch am reformierten Staatskirchentum fest.»

Damit wurden die konfessionellen Fragen erneut aktuell. Große Erregung brachte der Übertritt Carl Ludwig von Hallers zum Katholizis-

mus. Zuerst war er für den Fortschritt begeistert, wurde dann durch die Revolution «in eine fanatische Abwehrstellung gegenüber jeder Neuerung auf politischem, kirchlichem und wirtschaftlichem Gebiet» gedrängt. 1806 übernahm er den Lehrstuhl für Staatsrecht an der Akademie, wurde Mitglied des Geheimen Rates und Zensor. 1817 legte er die Professur nieder. Infolge der Zerwürfnisse mit Kollegen und der Verstimmung über die öffentlichen Zustände – unbefriedigtes Geltungsbedürfnis spielte ebenfalls mit – entschloß sich von Haller, römisch-katholisch zu werden. Er vollzog den Übertritt am 7. Oktober 1820 in der Nähe von Freiburg. Unter den Separatisten dieses Zeitraums waren die Antonianer die aktivsten. Der Pietismus trat wieder neu in der großen Erweckungsbewegung hervor. Im Sinne einer zur Schwärmerei neigenden Frömmigkeit wirkte ebenfalls Juliane von Krüdener. Doch kamen die wertvollsten Anregungen vom Réveil in Genf. Von ihm erfaßt, übte Louis Galland von 1816 bis 1824 seine Wirksamkeit aus. Überall im Lande wie zu Zeiten des älteren Pietismus kam es zu religiösen Privatzusammenkünften und Erbauungsstunden. Doch traf die Erweckung auch auf Widerstand bei großen Teilen der Bevölkerung. Wieder kam es zu Gegenmaßnahmen gegen die sogenannten Dissidenten.

Die Regeneration stand bereits unter dem Zeichen des aufstrebenden Liberalismus. «Das große Ziel des Liberalismus waren Humanität und freie Entfaltung aller schöpferischen Kräfte», sein Glaube «war zum Teil christlich bestimmt, zum Teil aber auch idealistischer Theismus oder Pantheismus.» Zu einem harten Kampf kam es zwischen dem Radikalismus und der Kirche. «Die extremen Radikalen wandten sich nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen die konservativen Protestanten, ja gelegentlich gegen das Christentum überhaupt.» Im Jahre 1834 wurde die bernische Hochschule eröffnet, die die Akademie ablöste. Ihr war auch eine theologische Fakultät eingegliedert. Innere Bewegung brachte der Fakultät das 1835 erschienene «Leben Jesu» von David Friedrich Strauß. Deutlich wurde, daß sich «auch in Bern... die Kluft, die von nun an zwischen dem freien wissenschaftlichen Denken und der überlieferten kirchlichen Lehre unüberbrückbar wurde», verbreiterte. Zu einem Sturm kam es infolge der Berufung des Tübinger Privatdozenten Eduard Zeller, «der Strauß zwar nicht allzu fern stand, aber neben Hegel doch auch von Schleiermacher Anregungen empfangen hatte und das Religiöse viel stärker betonte als Strauß». Zeller übernahm wohl das Lehramt in Bern, kehrte aber schon nach kaum zwei Jahren nach Deutschland zurück.

Wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, ergibt sich aus dem Kirchengesetz von 1852. Es brachte ein neues Verhältnis zwischen Staat und

Kirche; die Staats- wurde zur Volkskirche in dem Sinne, daß ihr nun größere Selbständigkeit verliehen wurde. 1874 erfolgte eine Revision. «Das Kirchengesetz brachte die Demokratisierung der Kirche.» Auf sechs Seiten wird ein kurzer Abriß der kirchengeschichtlichen Bedeutung von Jeremias Gotthelf, 1797 bis 1854, geboten. Guggisberg auferlegte sich demnach strikte Zurückhaltung, da ihm als maßgebendem Gotthelf-Forscher eine Fülle von Stoff zur Verfügung stand. Mit wenigen Strichen zeichnet er Gotthelf als Dichter, prophetischen Mahner und Erzieher. «Hat Gotthelf auch scharf auf den Flügelschlag der Zeit gelauscht, so doch noch hellhöriger auf Gottes Stimme... Das elementare Sehertum, das Prophetische ist der stärkste Zug in seinem geistigen Profil.»

In den letzten Abschnitten der «Bernischen Kirchengeschichte» kommt die durch die Bildung der verschiedenen kirchlichen Richtungen beeinflusste Entwicklung des bernischen Protestantismus zur Darstellung. Der kirchliche Liberalismus der damaligen Zeit mit stark rationalistischem Einschlag führte zur Reformbewegung. Deren Vertreter fanden den wissenschaftlichen Halt zunächst an der Dogmatik des Zürchers Biedermann, der sich stark an Hegel anschloß. Als «die größte religiöse Kraft der Reform» bezeichnet der Autor den Sohn von Jeremias Gotthelf, Albert Bitzius. Seine Predigten fanden weite Verbreitung. Auch darf darauf hingewiesen werden, daß der jüngere Bitzius tatkräftig an die sozialen Probleme ging. Eine fast verwirrende Mannigfaltigkeit von kirchlichen und religiösen Strömungen tritt dem Leser abschließend entgegen. Da waren die kirchlichen Richtungen der Reformen, der Positiven und der Vermittler. Dazu kam die religiös-soziale Gruppe zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Zu den innerkirchlichen Gemeinschaften lassen sich die Alttäufer als Nachfahren der gerade im bernischen Gebiet schwer verfolgten Täufer, die Oberländer Brüder, die Evangelische Gesellschaft zählen, zu den außerkirchlichen Vereinigungen die Antonianische Brüdergemeinde, Darbisten, Irvingianer, der «Evangelische Brüderverein» usw.

Der kurze Gang durch den reichen Inhalt der «Bernischen Kirchengeschichte» zeigt, daß sie ein Standardwerk schweizerischer Kirchengeschichtsschreibung ist. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf eine trockene Darlegung äußerer Geschehnisse, sondern läßt den Leser das pulsierende Leben spüren, zeigt die Verflechtung des Politischen und Kirchlichen, schildert zugleich die Geistes- und Frömmigkeitsgeschichte. Eine ausgeführte Bibliographie und Register der Personen, Sachen und Orte ersetzen Anmerkungen, die sich oft der Lektüre hinderlich erweisen. Das Buch erhält dadurch zugleich den Charakter eines auf Jahrzehnte hinaus maßgebenden Nachschlagewerkes.